

Auszüge aus Sangharakshitas Memoiren

(Die Texte wurden von verschiedenen Personen übersetzt, deshalb variiert die Übersetzungsqualität)

Ich bin kein Christ - aus: The Rainbow Road, S. 59

Innerhalb von 14 Tagen hatte ich beide Bücher zweimal von vorne bis hinten durchgelesen. Ich war äußerst beeindruckt, - verwirrt, - elektrisiert und angeregt von dem umwerfenden Reichtum an Informationen über jeden vorstellbaren Aspekt von Philosophie, vergleichender Religion, Okkultismus, Mystizismus, Wissenschaft und vielen anderen Themen.

So wurde mir nach Beenden der Bücher mit frappierender Deutlichkeit klar, dass ich kein Christ war, niemals einer gewesen war und niemals einer werden würde, und dass die ganze Struktur der christlichen Doktrin von Anfang bis Ende abstoßend auf mich wirkte. Dieses zu realisieren gab mir ein Gefühl tiefster Erleichterung und Befreiung von einer drückenden Last, die so stark war, dass ich vor Freude tanzen und singen wollte.

Was ich war und woran ich glaubte wusste ich nicht - aber was ich nicht war und woran ich nicht glaubte wusste ich mit größter Sicherheit. Und dieses Wissen, so verwirrend es noch war, gab mir einen Vorgeschmack von der Freiheit, die entsteht, wenn alle Hindernisse aus dem Weg geräumt, alle Schranken niedergerissen und alle Beschränkungen überwunden sind.

Ich bin Buddhist - aus: The Rainbow Road, S. 80

So wie ich wusste, dass ich kein Christ war, als ich das Buch "Die unverschleierte Isis" gelesen hatte, so wusste ich, dass ich Buddhist war, als ich das Diamant Sutra las. Obwohl dieses Buch in seiner Kürze eine Lehre von solch verfeinerter Erhabenheit darstellte, dass, wie man sagt, selbst Arahants und Weise, welche Nirvana erlangt haben, davon völlig konfus und ängstlich geworden waren, konnte ich dem Text, als ich ihn zum ersten Mal hörte, uneingeschränkt und freudig zustimmen. Für mich war das Diamant Sutra nicht neu. Ich kannte es, verstand es und war mir seines Inhalts schon immer bewusst gewesen. Durch das neue Lesen des Sutras erwachte in mir die Erkenntnis von etwas, was ich lange vergessen hatte.

Jetzt war ich mir darüber im Klaren, dass ich Buddhist war, und es schien mir, als sei ich schon immer einer gewesen. Dies war die natürlichste Sache für mich auf der Welt

Wesak - aus: The Rainbow Road, S. 97

Im Mai feierte die Buddhistische Gesellschaft, wie in jedem Jahr, den Vollmondtag des indischen Monats Vaishakha, den Jahrestag von Geburt, Erleuchtung und Parinirvana von Gautama, dem Buddha. Das Treffen fand wohl an einem Samstag- oder Sonntagnachmittag statt, da ich teilnehmen konnte. Meine Mutter, die ein paar grundlegende Bücher über Buddhismus gelesen hatte, begleitete mich. Als wir im hinteren Teil der Halle Platz genommen hatten und auf den Beginn der Veranstaltung warteten, betrat ein kleiner, untersetzter Herr von mongolischem Aussehen, im dunklen Anzug und mit Aktenkoffer, die Halle und verschwand in einem angrenzenden Raum. Fünf Minuten später erschien er wieder in orangeroter Robe. Das war U Thittila, der erste buddhistische Mönch, den ich sah.

Später, als ich selbst die Robe trug, hörte ich, dass engstirnige, formalistische, burmesische Buddhisten ihn streng für das vermeintliche Fehlverhalten kritisiert hatten, gewöhnliche europäische Kleidung zu tragen, wenn er nicht seinen religiösen Pflichten nachging. Englische

Buddhisten sahen die Sache in einem völlig anderen Licht. Während der deutschen Luftangriffe arbeitete U Thittila als Sanitätshelfer, wobei er auch gelegentlich sein Leben riskierte, um Verschüttete zu retten. Weil er festgestellt hatte, dass der voluminöse Stoff seiner Robe ihn in der Bewegungsfreiheit hinderte, hatte er vernünftigerweise aus praktischen Gründen die Kleidung gewechselt. Leute, die ihn kannten, sagten, er praktizierte das, was er predigte. Ich war immer sehr glücklich darüber, dass er es war, von dem ich die drei Zufluchten und die fünf Vorsätze zum ersten Mal genommen hatte.

Mit deren Rezitation wurde die Veranstaltung eröffnet. U Thittila sang sie in Pali und Chrismas Humphreys leitete die Erwidern. Am Ende der Veranstaltung stellte ich Humphreys und Clare Cameron, die beide zu den Rednern gehört hatten, meiner Mutter vor. U Thittila, nun wieder in seinem schwarzen Anzug, eilte davon. Die V1-Raketen schlugen noch immer ein, und er hatte höchstwahrscheinlich noch andere Aufgaben zu erledigen.

Gouverneursball in Darjeeling - aus: The Rainbow Road, S. 127

Der Höhepunkt oder eher Tiefpunkt meiner Versuche an der zerbrechlichen Fröhlichkeit des Lebens in Darjeeling, war der Gouverneursball. Dorthin begleitete ich nicht gerade gern meine Tante Audrey und ihre Freundin, die vorher versucht hatten mir Tanzen beizubringen. Mit vier oder fünf farbenfroh gekleideten Damen saß ich an einer Seite des Ballsaals und beobachtete das Treiben. Tante Audrey wirbelte gerade mit einem uniformierten Amerikaner an mir vorbei und ich sah einer dünnen, stark geschminkten Frau mit gefärbten Haaren von etwa 55 zu, wie sie mit einer anderen leidenschaftlich eine Art Rhumba tanzte, als mich plötzlich ein ungeheures Gefühl der Unwirklichkeit überfiel, so wie ich es in England schon einmal erlebt hatte. Die Tänzer erschienen mir als Geister, der Ballsaal war verschwunden, die Musik in der Ferne verhallt, und ich blieb in einer großen Leere allein zurück, mit einem starken Gefühl von Ekel und Abscheu.

So unwirklich die Welt der Erscheinungen mir auch erschien, war es doch nicht sie, die Ekel in mir hervorrief – so sehr sie das Schauspiel einer Existenz bot, die gänzlich bedeutungslos war und völlig abgetrennt von einer ursprünglichen Einfachheit. Nicht der Anblick der kleinwüchsigen, stämmigen Bergbewohner, mit ihren fröhlichen, rotwangigen mongolischen Gesichtern, die sich so sehr von den traurigen Mienen der Flachländer unterschieden, weckte solche Gefühle in mir. Für sie hatte das Leben einen Sinn, auch wenn er nur darin bestand, sich mit einem weiten, nach unten spitz zulaufenden Korb ihren Lebensunterhalt zu verdienen – die meisten, Männer wie Frauen, trugen einen solchen Korb mit einem Hanfband von ihrer Stirn gehalten auf dem Rücken. Aber die angemalten Frauen, die sich auf dem Parkett des Ballsaals zur Musik drehten, waren Marionetten, die von den Fäden trivialer Interessen und niedriger Wünsche zu verkrampften Bewegungen hingerissen wurden; und für sie, das gräßliche Scheinbild, das sie waren, hatte das Leben keinen Sinn, und ihr Tanz war ein Totentanz.

Der Aufbruch in die Hauslosigkeit - aus: The Rainbow Road, S. 217

Für mich gab es nur einen Ausweg. Religiöse Gemeinschaften, Organisationen und Gruppen hatten erwiesen, dass sie keine Unterstützung, sondern nur hinderlich waren. So erhaben ihre Ideale bei ihrer Gründung auch immer gewesen sein mochten, sie alle hatten die natürliche Tendenz, in den Händen von eigennützigen Menschen zu degenerieren und zu Instrumenten des Strebens nach Gewinn, Geld, Status und Macht zu werden. Statt zu versuchen noch länger mit ihnen zusammenzuarbeiten, folgten wir dem Beispiel des Buddha und lösten mit einem Schlag unsere Verbindungen zu dieser unbelehrbaren Welt. Wir entsagten dem Leben der Haushälter und zogen in die Hauslosigkeit - als Wanderer auf der Suche nach Wahrheit. In den letzten Monaten hatten wir nur zweifelnd an den Ufern des weiten Ozeans des spirituellen Lebens gesessen, doch nun, nachdem wir alle Ängste beiseite geschoben hatten, wollten wir ganz hinein tauchen.

Nachdem wir einmal diesen Entschluss gefasst hatten, verloren wir keine Zeit ihn in die Tat umzusetzen. Mit einer Handvoll Geruamati, der rötlich-braunen Erde, die indische Asketen schon seit ewigen Zeiten zum Färben ihrer Kleidung verwenden, färbten auch wir unsere Hemden und Sarongs in dem traditionellen Safranrot der Weltentsagenden. Wir verkauften Koffer und Uhren, verschenkten Hosen, Jacken und Schuhe und zerstörten unsere Pässe. Außer der Robe, die wir trugen, wollten wir jeder nur eine Decke und unsere Bücher und Tagebücher behalten. Da wir unsere Haare wachsen ließen, brauchten wir auch keine Rasiermesser mehr.

Am nächsten Morgen, nachdem wir fröhlich unsere safranfarbenen Roben angezogen hatten, gingen wir etwas schüchtern und ziemlich auffällig über den Markt zu Dr. Gurukipal Singhs Haus. Obwohl Lalla und andere Freunde unser Vorhaben mit Wohlwollen betrachteten, waren sie doch nicht ganz glücklich damit. Unsere Entscheidung schien ihnen viel zu übereilt. Nur Dr. Singh war von ganzem Herzen damit einverstanden. Deshalb hatten wir zugestimmt mit ihm zu frühstücken, bevor wir Kausali verließen. Und so begleitete uns Dr. Singh mit einem seiner Söhne einen Teil des Weges. Unser ehrenwerter Sikhfreund war emotional tief berührt und wünschte uns in seiner bescheidenen und ermutigenden Art bei unserer Suche Erfolg. Er war die letzte Person, mit der wir sprachen, bevor wir den 10 Meilen langen Fußweg begannen, der uns in die Ebenen führen sollte.

Tibetische Buddhisten halten die Erscheinung eines Regenbogens für ein verheißungsvolles Zeichen. In Biographien von Heiligen und Yogis findet dieses Phänomen häufig Erwähnung. Ob unser Gang in die Hauslosigkeit am 18. August 1947 auch als verheißungsvolles Zeichen betrachtet werden konnte, kann ich nicht sagen - aber er zeichnete sich nicht nur durch die Erscheinung eines, sondern einer ganzen Reihe von Regenbögen aus. Als wir Kausali verließen, regnete es, aber im Lauf unseres Abstiegs stießen wir durch die Wolken hindurch und tauchten im hellen Sonnenlicht wieder auf. In Abständen von einigen hundert Metern sahen wir nicht nur einzelne, sondern doppelte und dreifache Regenbögen, die sich über die Straße spannten. Jedesmal, wenn wir um eine Kurve bogen, warteten mehr Regenbögen auf uns. Und wir gingen unter ihnen hindurch, als wären sie vielfarbig schillernde Arkaden eines himmlischen Palastes. Vor dem Hintergrund hellen Sonnenlichts, juwelengleich schillernder Regentropfen und Hügeln von strahlendstem Grün erschien uns diese Überfülle an zarten siebenfarbigen Regenbögen wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt.

Am Nachmittag des zweiten Tages unserer Freiheit kamen Satyapriya und ich in Neu Delhi an, wo wir den ersten Zug nach Madras erreichten. Unser Plan war, den Buddhismus in Ceylon zu studieren. Während unserer ganzen, 1.700 km langen Reise war das Abteil der 3. Klasse, in das wir uns hineingekämpft hatten, dicht mit Fahrgästen und Gepäck gefüllt. Zum Schlafen mussten mein Freund und ich auf eine Gepäckablage klettern, die so eng war, dass nicht einmal einer von uns dort bequem schlafen konnte. Aufgrund der grellen Deckenleuchten, der erstickenden Enge, schlagender Türen, schreiender Kulis und des Pfeifens an jedem Haltepunkt - von unserer qualvollen unbequemen Körperstellung ganz zu schweigen - dösten wir nur unstill dahin. Als wir am Morgen des vierten Tages Madras erreichten, war unsere Erleichterung groß.

Obwohl die Swamis des Ramakrishna-Tempels in Mylapore, zu denen wir direkt vom Bahnhof aus gingen, von meinen Neigungen wussten, waren sie doch erstaunt, den jungen Engländer, der sie erst vor acht Monaten im weißen Tropenanzug besucht hatte, nun in den safranfarbenen Roben eines indischen Sadhus zu sehen. Ob sie über diese plötzliche Verwandlung erfreut waren oder nicht, konnte ich aufgrund ihres zurückhaltenden Verhaltens nicht ausmachen. Aber sie empfingen uns freundlich, und nachdem sie uns die Bibliothek und die Krankenhausapotheke gezeigt hatten, die mit dem Tempel verbunden waren und die Satyapriya bisher nicht kannte, ließen sie uns unsere Müdigkeit im Gästehaus ausschlafen und erweckten dabei den Eindruck, dass wir für die nächsten Tage ihre Gäste sein konnten. Daher hatten wir Zeit, das Hauptquartier der Theosophischen Gesellschaft in Adyar zu besuchen, nur anderthalb Kilometer vom Tempel entfernt. Dort schauten wir vom bewaldeten Flußufer der Sonne zu, die über der Meeresbucht und dem berühmten

Mylapore-Strand unterging. Bis lange nach Einbruch der Nacht wanderten wir auf dem gut 3 Kilometer langen, festen Sandstrand mit einem der jüngeren Swamis auf und ab, diskutierten ab und an religiöse und philosophische Fragen, um dann inne zu halten, um dem Zischen der Brandung zu lauschen, die mit weißem Wellenkamm, vom Mondlicht erhellt, den Strand hinaufzog.

Die Straße nach Trivandrum - aus: The Rainbow Road

Satyapriya schätzte, dass es, wenn wir in kurzen Etappen wanderten und uns Zeit nahmen die wichtigsten religiösen Stätten zu besuchen, zwei Jahre dauern könnte, den Himalaja zu erreichen. Diese Aussicht war für uns nicht im mindestens entmutigend. Die offene Straße vor uns, und die Gewissheit, dass unser Leben als wandernde Asketen nun wirklich begonnen hatte, versetzte uns in Hochstimmung. Die Zeit der falschen Anfänge und Verzögerungen war endlich vorüber. Wir hatten ein sicheres Ziel vor uns, dessen Erreichen nur eine Frage der Zeit war. Dieses Wissen gab unserem Leben frischen Auftrieb, bündelte all unsere Energien in eine Richtung und beflügelte unsere Füße.

Die erste Stunde der Wanderung war angenehm. Als aber die Sonne zu steigen begann, fühlten wir uns immer erhitzter und müder. Unsere Bündel, die dem Auge am Morgen so leicht und klein erschienen waren, wurden zur schweren Last und zum ersten Mal in meinem Leben wünschte ich mir, ich besäße weniger Bücher. Wenn mein einer Arm zu schmerzen begann, schlang ich das Bündel über die Schulter, wenn dann der dicke Bambusstab anfang mein Schlüsselbein wund zu scheuern, nahm ich das immer schwerer werdende Bündel mal in die eine, mal in die andere Hand. Aber nach jeder Änderung der Position, fingen die Arme nur immer schneller an zu schmerzen und mein Schlüsselbein immer mehr weh zu tun. Ich wechselte das Bündel nun alle paar Minuten. Inzwischen waren auch meine Füße wundgelaufen und ich begann zu hinken.

Satyapriya, obwohl stärker und kräftiger als ich, fühlte die Strapazen ebenfalls. In diesem beklagenswerten Zustand betraten wir unser erstes Dorf. Wir hatten beabsichtigt uns eine kurze Rast zu gönnen, doch als wir müde die Straße entlang gingen, eine Reihe heruntergekommener Häuser, kamen die Einwohner, die wir an ihren Kleidern als Muslime erkannten, und schrien und verspotteten uns mit solch offensichtlicher Feindseligkeit, dass wir nicht anhielten. Spät in der Nacht schlepten wir uns in die Stadt Nagercoil.

Die Vision in der Höhle - Amitabha - aus: The Rainbow Road, S. 338

Eines Abends fand ich mich gleichsam außerhalb meines Körpers und in der Gegenwart von Amitabha wieder, dem Buddha grenzenlosen Lichts, der über das westliche Viertel des Universums regiert. Die Farbe des Buddha war ein tiefes, volles, leuchtendes Rot – wie die Farbe von Rubinen – und gleichzeitig sanft und glühend, wie das Licht der untergehenden Sonne.

Seine linke Hand ruhte auf seinem Schoß. Die Finger der rechten Hand hielten an einem Stängel einen voll erblühten roten Lotus hoch. Er saß im vollen Lotussitz auf einem gewaltigen roten Lotus, der auf der Oberfläche des Meeres schwamm.

Zur Linken, unmittelbar hinter dem erhobenen rechten Arm des Buddha, sah man den roten Kreis der untergehenden Sonne, deren Spiegelungen golden über das Wasser glitzerten.

Ich weiß nicht, wie lange diese Erfahrung dauerte, denn ich schien mich sowohl außerhalb meines Körpers wie auch außerhalb der Zeit zu befinden. Ich sah den Buddha genauso klar und deutlich, wie ich alles andere im gewöhnlichen Leben gesehen hatte, ja sogar viel klarer und viel lebendiger.

Die volle rote Farbe von Amitabha selbst, das Rot der beiden Lotusse und der untergehenden Sonne hinterließen einen besonders tiefen Eindruck auf mich. Es war viel wunderbarer, viel anziehender

als alles Rot dieser Erde. Es war wie rotes Licht, aber so weich und gleichzeitig so lebendig, dass es mit nichts zu vergleichen war.

Im Verlaufe der nächsten paar Tage dichtete ich eine Folge von Strophen und Versen, die diese Vision beschrieben. Aber entgegen meiner üblichen Gepflogenheit versäumte ich es, sie niederzuschreiben – mit dem Ergebnis, dass sie allmählich in meinem Geist verblassten. Aber die Erfahrung selbst verblasste nie! Fast ein Vierteljahrhundert später ist die Gestalt des roten Buddha in meiner Erinnerung ebenso klar und lebendig, wie sie es am nächsten Morgen in der Virupaksha-Guha-Höhle war.

Zurückweisung in Sarnath - aus: The Rainbow Road, S. 382

Selten in der Geschichte des Buddhismus dürften zwei Kandidaten zur Aufnahme in den Sangha schneller und bitterer enttäuscht worden sein als wir. Obwohl uns, wenn auch widerwillig, der Verbleib in dem weiten, leeren Gästehaus gestattet wurde, war gleich von Anfang an die Haltung der fünf oder sechs dort ansässigen Mönche uns gegenüber von Unverständnis, Misstrauen und Feindseligkeit geprägt. Die Tatsache, dass wir barfuß waren, und selbst unser Interesse an Meditation waren noch entschuldbar, aber so völlig ohne Geld zu sein war, so wurde uns klargemacht, ein unverzeihliches Vergehen. Als wir ihnen erklärten, wir hätten versucht, uns an den Vorsatz zu halten kein Gold oder Silber anzufassen, dessen Einhaltung natürlich Pflicht von Shramaneras wie von Bhikshus war, und wir hätten über die letzten paar Monate nicht einmal eine Anna [damals eine Münze mit einem Wert einer Sechzehntel Rupie] besessen, reagierten sie eher so, als hätten wir ihnen gesagt, wir hätten Lepra. Von diesem Moment an war unser Schicksal besiegelt.

In den Augen dieser Repräsentanten des ‚Reinen Buddhismus‘ waren wir nichts Besseres als Bettler, und es war deutlich, dass sie absolut nichts mit uns zu tun haben wollten. Sie waren nicht einmal gewillt, uns ein wenig zu essen zu geben. Als wir nach dem Gongschlag im Speisesaal auftauchten, hörten wir, wie einer von ihnen ärgerlich murmelte: „Warum kommen sie ungefragt?“ Nach der großzügigen Gastfreundschaft der Hindu-Ashrams, die wir besucht hatten, schockierte uns eine solche Haltung.

Trotzdem beschlossen wir, uns nicht entmutigen zu lassen. Bei einem derart wichtigen Schritt, wie wir ihn vorhatten, mussten sich ja Schwierigkeiten ergeben, und das Beste, was wir machen konnten, war diese als Prüfungen zu sehen. Entsprechend vertrauten wir den Mönchen bei erster Gelegenheit unsere religiöse Biographie an und stellten das förmliche Gesuch um Ordination. Nachdem sie sich unsere Darlegung schweigend angehört hatten, sagten sie, dass sie sich untereinander beraten und uns ihre Entscheidung mitteilen würden. Es dauerte nicht lange. Sie waren alle Mitglieder der Maha-Bodhi-Gesellschaft, so erklärten sie, und angesichts der Tatsache, dass die Gesellschaft für den Unterhalt von unter ihrer Schirmherrschaft ordinierten Mönchen verantwortlich sein würde, war es ihnen nicht erlaubt, jemanden ohne die Zustimmung des Generalsekretärs zu ordinieren. Da die Gesellschaft zurzeit sehr knapp an finanziellen Mitteln war, waren sie sich sicher, dass in unserem Falle diese Zustimmung nicht gegeben würde. Obwohl wir mit diesem Ergebnis gerechnet hatten, war der Schock, als es eintrat, nichtsdestotrotz heftig. All unsere Pläne lagen in Asche, all unsere Hoffnungen waren zerstört. Bitter enttäuscht kehrten wir nach Benares zurück.

Die Shramanera-Ordination - aus: The Rainbow Road, S. 397

In seiner gewohnten Freundlichkeit rief uns U Chandramani in sein Zimmer und sagte, er sei bereit, unserer Bitte stattzugeben. Wir würden am Morgen des Wesak-Tages unmittelbar nach dem Frühstück ordiniert werden. Wir sollten jedoch verstehen, dass er mit unserer Ordination keine

weitere Verpflichtung für unsere Ausbildung übernehmen könne. Auch sei es nicht möglich, bei ihm in Kusinara zu bleiben. Wie wir selbst sehen könnten, seien die Mittel des Viharas begrenzt und er sei nicht in der Lage, zwei weitere Schüler zu unterstützen. Aber wenn es uns nur um die Ordination ginge, so sagte er mit offensichtlicher Wärme und Aufrichtigkeit, würde er uns mit größtem Vergnügen ordinieren und wir könnten seinen Segen noch dazu bekommen.

Satyapriya, Ex-Brahmane, der er nun mal war, war zunächst von der Aussicht schockiert, nach dem Frühstück statt vor dem Frühstück, wenn man noch fastete, ordiniert zu werden. Aber es sollte eindeutig nach dem Frühstück sein. Wir wurden erinnert, dass der Buddhismus ritueller Reinheit oder Unreinheit keine Bedeutung beimisst; und ein leerer Magen sei keineswegs heiliger als ein voller. Daher bekamen wir für 9 Uhr morgens, am Donnerstag, den 12. Mai 1949, nachdem wir unser Frühstück gegessen hatten, die lang erwartete Einladung ins Chapter-Haus. Dort übergab uns U Chandramani die in einem Bündel zusammengeschnürten Roben und sagte uns, wir sollen ein Bad nehmen und danach die Roben anziehen. Unsere Köpfe waren schon am vorherigen Tag geschoren worden. Unsere informelle, safranfarbene Kleidung der letzten Jahre tauschten wir nun mit den Roben, die die vorgeschriebene Größe, Form und Farbe hatten, und uns zusammen mit den uns erlaubten Gegenständen – Gürtel, Wasserfilter, Nadel und Rasierklinge – von Mutter Vipassana und den anderen Anagarikas geschenkt worden war. Um die Roben rechtzeitig für die Zeremonie fertig zu haben, hatten sie die komplizierten Stoffsäume bis spät in die Nacht zusammengenäht. U Chandramani selbst hatte uns die Bettelschalen geschenkt. Bei der Rückkehr zum Chapter-Haus – ordnungsgemäß ‚mit Robe und Bettelschale versehen‘, wie es in den Schriften heißt – mussten wir uns auf unsere Fersen hocken, die Ellenbögen auf den Knien ruhen lassen und unsere Hände vor der Stirn zusammenlegen. Das war eine äußerst schwierige und unbequeme Haltung. Nach ein paar Minuten wurden die Schmerzen in verschiedenen Teilen meines Körpers unerträglich. Wie ich später erfuhr, war diese Haltung der eines Kindes in der Gebärmutter nachempfunden. Die Ordination bedeutete den Prozess der spirituellen Wiedergeburt und ‚bei der Geburt eines Kindes oder eines Sternes, da gibt es Schmerzen‘.

Während der Zeremonie in einer solchen Stellung zu verweilen, war schon der schwierigen Prüfung genug, aber für mich waren die Schwierigkeiten der Ordination damit keineswegs erledigt. Die Drei Zufluchten – die Zufluchten zum Buddha, zum Dharma und zum Sangha – mussten nicht nur alle dreimal wiederholt werden, sondern sowohl in Pali wie in Sanskrit wiederholt werden. Damit sollte sichergestellt werden, dass der Mönchsnovize in der Lage war, zwischen den beiden Arten der Aussprache zu unterscheiden. In den Anfangszeiten des Buddhismus, als die Botschaft des Buddha ausschließlich auf mündlichem Wege bewahrt und weitergegeben wurde, konnte die kleinste Sorglosigkeit bei der Aussprache im Verlaufe der Zeit zu einer ernsthaften Entstellung der Lehrformulierung führen – und vielleicht sogar zu einem Verlust ihrer Bedeutung. Obwohl ich mich bemühte, schaffte es meine englische Zunge nicht, die schwer fassbaren indischen Klänge wiederzugeben. U Chandramani für seinen Teil war fest entschlossen, die traditionellen Erfordernisse peinlich genau einzuhalten. Wieder und wieder sprach er die heiligen Formeln aus, und unterwies mich geduldig in der Wiedergabe gehauchter Konsonanten, nasaliertter Endungen und palatierter Zischlaute. Nach vielen Anstrengungen meinerseits und viel Geduldsarbeit seinerseits, gelang es mir endlich, die Zufluchten sowohl in Pali wie in Sanskrit zu seiner vollen Zufriedenheit zu wiederholen – und wir waren nun in der Lage, zum nächsten Teil der Zeremonie fortzuschreiten. Sie bestand darin, die zehn Shramanera-Vorsätze anzunehmen. Diesmal nur in Pali und mit weniger Rücksicht auf die Aussprache, nahmen Satyapriya und ich uns vor, uns der Verletzung von Lebewesen zu enthalten, dem Nehmen des Nicht-Gegebenen, von Unkeuschheit, von falscher Rede und Rauschmitteln – wie vom Essen zur falschen Zeit, Gesang, Tanz, Instrumentenmusik und unanständigen Darbietungen, von Blumengirlanden, Parfüm, Cremes und anderem weltlichen Schmuck, von großen und hohen Betten und vom Berühren von Gold und Silber. Alle diese Vorsätze hielten wir sowieso schon ein. Doch die gut gelaunte Art, mit der U Chandramani jeden erklärte, gab ihnen eine frische Bedeutung und wir fühlten, dass wir lieber

sterben würden, als uns der kleinsten Übertretung schuldig zu machen. Der eher formellere Teil endete damit, dass uns U Chandramani feierlich mit den letzten Worten des Buddha ansprach, die dieser auf seinem Totenbett im Sala-Hain, nur wenige hundert Meter von uns entfernt, zu seinen Schülern gesprochen hatte: „Mit Achtsamkeit strebt weiter!“

Wir waren nun vollständig flügge gewordene Shramaneras! Das Verlangen unserer Herzen war erfüllt! Wir waren spirituell wiedergeboren! Die Ordinations-Zeremonie war vorüber! Aber wie es aussah, doch noch nicht ganz. Da wir neugeboren waren, musste man uns auch neue Namen geben. Wir entspannten gerade unsere verkrampften Glieder, als uns U Chandramani fragte, an welchem Wochentag wir geboren waren. Keiner von uns wusste es. „Gut, gut“, murmelte der alte Mann, leicht überrascht über solche Unwissenheit, aber offensichtlich nicht willens, Dingen von zweitrangiger Bedeutung zu viel Bedeutung beizumessen. Er musste also auch ohne diese Information nach bestem Vermögen klarkommen. In Burma war jeder Wochentag mit einem bestimmten Buchstaben des Alphabets verbunden, und der Name eines Mönchs musste mit einem der Buchstaben des Wochentages beginnen, an dem er geboren war. Da er in unserem Fall diesem Verfahren nicht folgen könne, müsse er uns die Namen einfach so geben, wie er es selbst für das Beste hielt. Satyapriya würde man nun Buddharakshita nennen, mich selbst fortan Dharmarakshita. Mit diesen Namen, die uns unter den Schutz der ersten und zweiten Zuflucht stellten, waren wir sehr zufrieden. Ob nun aus Altersvergesslichkeit oder aus einem anderen Grund, hatte U Chandramani jedoch übersehen, dass er schon einen Schüler mit Namen Dharmarakshita hatte. Dieser Schüler war der nämliche indische Mönch, den wir in Sarnath getroffen hatten; der uns unsere Vorstellungsbriefe gegeben hatte und nun in Kusinara war. Er war kurz vor unserer Ordination eingetroffen. Als er hörte, dass mir der gleiche Name wie ihm gegeben worden war, rannte er hinüber zum Chapter-Haus. Wenn es zwei Dharmarakshitas gäbe, so protestierte er, gäbe es Verwirrung ohne Ende. Die Leute würden nicht wissen, wer von uns wer sei. Meine Briefe würden an ihn ausgehändigt werden. Was noch schlimmer sei, seine Briefe würden an mich ausgehändigt werden. Keiner von uns würde je wissen, wo wir wären. ‚Gut‘, sagte unser Präzeptor, und wischte mit einer Geste gut gelaunter Ungeduld all diesen Wirbel und Aufregung um die Namen beiseite. „Dann soll er Sangharakshita sein.“

Auf diese lockere Art wurde ich unter den besonderen Schutz des Sangha, oder der Spirituellen Gemeinschaft, gestellt – und nicht unter den des Dharmas, oder der Lehre. Schon bevor die Angelegenheit mit den Namen geklärt war, drängten sich Mutter Vipassana und die anderen Anagarikas um uns herum; nicht nur, um uns zu beglückwünschen, sondern um in traditioneller Weise unsere Füße zu begrüßen – genau wie wir die Füße U Chandramanis und der anderen Mönche begrüßt hatten. Diese symbolischen Handlungen erinnerten uns daran, dass unsere Ordination nicht nur eine individuelle, sondern auch eine soziale Bedeutung hatte. Als Shramaneras gehörten wir einer Gemeinschaft an, einer spirituellen Gemeinschaft – der Gemeinschaft der spirituell Wiedergeborenen. Darin hatten wir einen festen Platz, und unsere Beziehung zu anderen Mitgliedern der Gemeinschaft, in der Hierarchie niedriger oder höher als wir, wurde von einem strikten Protokoll nicht nur klar definiert, sondern auch festgelegt.

Der erste Bettelgang nach der Shramanera-Ordination - aus: The Rainbow Road

Am nächsten Morgen waren wir hauptsächlich damit beschäftigt einen Ort zu finden, an dem wir unsere Bettelschalen ihrer Bestimmung zuführen konnten. Als Shramaneras, die wir ja nun waren, hatten wir beschlossen unseren Bettelgang auf sehr traditionelle Art zu begehen. Wir wollten von Tür zu Tür gehen, ohne ein einziges Haus auszulassen, bis wir genügend gekochte Nahrung gesammelt hatten, die uns für unsere einzige Tagesmahlzeit ausreichen sollte. Wir wollten keine Einladungen zum Essen annehmen und auch nicht in einem Haus unser gesammeltes Essen zu uns nehmen.

Nachdem wir schon um halb sechs in der Früh aufgebrochen waren und es jetzt halb elf war, hatten wir, trotz etwas trockenem Brot als Wegzehrung, jetzt richtig Hunger. Aber die erste Stadt in die wir kamen hatte eine erschreckend kommerzielle Atmosphäre, so dass uns der Mut verließ und wir obwohl ziemlich erschöpft, weiterliefen. Zum Glück kam ein weiteres Städtchen nach ungefähr anderthalb Kilometern. Bevor wir in den eigentlichen Ort namens Barspar gingen, hielten wir an einem Brunnen, an dem eine Frau Wasser schöpfte. Wir baten sie etwas Wasser in unsere Messingschalen zu füllen, aber sie lehnte respektvoll ab. Sie gehöre den Chamar an, der Leder-verarbeitenden Kaste, erklärte sie, und alles was sie berühre wäre für uns heilige Männer aus hoher Kaste verschmutzt. Buddharakshita und ich, wir konnten unseren Ohren kaum glauben. Die Frau an diesem Brunnen sagte genau dasselbe, wie die Matangi-Frau damals zu Ananda gesagt hat, dem Cousin und persönlichen Begleiter des Buddha – in genau der gleichen Situation, vor 2500 Jahren. Geschichte wiederholte sich hier. Und wir gaben genau dieselbe Antwort wie Ananda damals, nämlich dass wir Wasser wollten und nicht Kaste. Woraufhin sie freudig unsere Schalen füllte. Es schien als habe sich Indien nicht sehr verändert seit der Zeit des Buddha.

Beim Betreten der Stadt stellten wir uns vor einem Eingang auf, der wahrscheinlich in ein Brahmanenhaus oder ein Kshatrya-Haus führte und auf dessen Veranda sich eine Menschentraube versammelt hatte. Nachdem wir einige Augenblicke einfach nur angestarrt worden waren, fragte man uns, was wir denn wollten. „Wir kommen für Almosen“, war unsere Antwort, woraufhin einige Leute sehr bereit ein wenig ungeschälten Reis in unsere Bettelschalen füllten. Als wir aber höflich darauf hinwiesen, dass wir nur gekochte Nahrung annehmen, boten sie uns Puffreis an, der ja eigentlich nur gedörrt ist und daher im orthodox-hinduistischen Verständnis nicht gegart ist, wie gekochter Reis.

Aus dem sich erhebenden Gemurmel der Stimmen von der Veranda war zu entnehmen, dass diese Menschen nicht nur über den ungewöhnlichen Schnitt und die Farbe unserer Roben erstaunt waren. Weit mehr befremdete sie die Tatsache, dass wir still schweigend da standen und unsere Bettelschalen hielten, statt wie Hindu-Asketen und andere heilige Männer laut auszurufen: „Gebt Almosen, gebt Almosen!“

Hinzu kam dann auch noch unsere Beharrlichkeit nur gekochtes Essen anzunehmen. In der Erfahrung dieser Menschen waren Geistliche strikte Anhänger des Kastensystems, die die Möglichkeit durch gekochtes Essen verunreinigt zu werden durch Almosen roher Nahrung vermeiden wollen. Da unsere Erscheinung, unsere Kleidung und unser Verhalten auf eine höhere Kaste schließen ließen, waren sie durch unsere Missachtung der konventionellen Regeln vollständig verwirrt.

An dieser Stelle wurde uns deutlich, dass der Buddha, als er seine wandernden Schüler aufforderte ungeachtet der Kaste an jeder Tür auf Almosen zu warten, eine gesellschaftliche Revolution in Gang gesetzt hatte – eine Revolution, die letztendlich durch die brahmanischen Reaktionen abgeblockt worden war.

Als nächstes hielten wir an einem muslimischen Haus. Als der Sarong-gekleidete Herr des Hauses verstand, was wir wollten, bat er uns ums Haus herum zum Hintereingang zu kommen. Wenn die Hindus sähen, dass er uns Almosen gebe, erklärte er, liefe er Gefahr verprügelt zu werden. Nicht nur gab uns dieser freundliche Sohn des Propheten selbst Nahrung, er begleitete uns auch zu allen weiteren Stationen unserer Almosenrunde und seine Erklärungen ersparten uns viel Ärger. Tatsächlich konnten wir, dank seiner Bemühungen, den Rest unserer Almosenrunde im Schweigen verbleiben. Einige Leute, an deren Tür wir standen, waren uns sehr wohl gesonnen, andere waren eher sarkastisch. Ein recht wohlhabender Brahmane bat uns in sein Haus zu kommen; er wolle uns eine Mahlzeit zubereiten, da er selbst gerade alles aufgegessen habe. Dieses freundliche Angebot lehnten wir ab, da wir ja schon etwas in unseren Schalen hatten – was ihn umso mehr beeindruckte. Ein anderer Brahmane, der auch gerade gegessen hatte, goss uns je einen halben

Liter Milch in unsere Schalen, in denen der Puffreis samt gekochtem Reis, Gemüsecurry, Obst und allem, was wir bis dahin schon gesammelt hatten, zu schwimmen begann.

Schon bald hatten wir mehr, als wir brauchten, und machten uns auf den Weg zu einem Mangohain am Rand des Städtchens. Da es das erste Mal war, dass wir auf diese traditionelle Art betteln gegangen waren, hatte dieser Augenblick eine beispiellose Bedeutung in unser beider Leben. Uns erfüllte eine außergewöhnliche Hochstimmung als wir uns im kühlen Schatten dieser Bäume zu unserer Mahlzeit niedersetzten. Offensichtlich war dies auch für die Stadtbewohner eine außergewöhnliche Situation, denn sie folgten uns in großer Schar bis in den Mangohain. Dort standen sie und starrten uns einfach an, mit einer dumpfen Neugier, die an Schafe oder Kühe erinnerte. Damit fühlten wir uns allerdings etwas unbehaglich. Weil uns nach einer ruhigen, friedlichen Mahlzeit war, baten wir sie höflich zu gehen, bis wir unser Essen beendet hatten. Das taten sie auch, jedoch erst nach einigem Zögern und eindrucklichen Bitten unseres muslimischen Freundes. Als wir alleine waren, begannen wir damit, die Zutaten in unseren Schalen zu einer homogenen und recht klebrigen Masse zu kneten, um sie dann zu verspeisen. Während des Essens kam jemand mit einem riesigen Tablett voller Reis, Curry und Linsen. Obwohl wir schon mehr als Genug hatten, nahmen wir noch etwas von der Gabe an und baten den Rest als prasad unter die Leute zu verteilen.

In den Schriften heißt es, dass der zukünftige Buddhasich fast übergeben habe, als er das erste Mal Almosen als Nahrung zu sich nahm. Entweder waren wir weniger verwöhnt aufgewachsen oder wir hatten einfach mehr Glück mit dem, was uns in die Schale gegeben wurde. Weit entfernt von jeglichem Ekelgefühl konnten wir unsere Mahlzeit sehr genießen, nachdem wir uns einmal daran gewöhnt hatten, alles miteinander vermischt in den Mund zu stecken. Die Überbleibsel legten wir unter einen Baum für die Vögel. Als die Stadtbewohner sahen, dass wir zu Ende gegessen hatten, schlenderten sie langsam zu uns zurück. Wir luden sie ein, im Schatten der Mangobäume Platz zu nehmen, und Buddharakshita begann, sie in der Notwendigkeit eines moralischen Lebens zu unterweisen sowie in der Übung der 5 ethischen Vorsätze. Obwohl dieser Stoff wahrscheinlich viel trockener war, als das, was sie sonst so gewohnt waren, hörten sie dennoch aufmerksam zu. Und wir hatten die befriedigende Gelegenheit, ihnen etwas für ihre Gastfreundschaft zurückzugeben, indem wir auf diese traditionelle Art den Dharma predigten.

Sangharakshita I und II und III- aus: The Rainbow Road, S. 435

Wie zu erwarten, machte Kashyapji während der gesamten Zeit, die ich mit ihm verbrachte, keinerlei Versuche, meine Freiheit einzuschränken – insbesondere meine Freiheit, das zu lesen und zu schreiben, was mir gefiel. Alle seine Bücher und auch sein Ausweis für die Universitätsbücherei standen mir zur Verfügung, und er stellte nie in Frage, wie ich sie benutzte. Es schien ihm überhaupt nicht in den Sinn zu kommen, es in Frage zu stellen. Wenn ich nicht mit Pali, Abhidhamma und Logik beschäftigt war, las ich daher viel mehr als in den letzten Jahren. Wenn mir danach war, schrieb ich auch. Nachdem ich bisher auf Werke beschränkt gewesen war, die mir mehr oder weniger per Zufall in die Hände gefallen waren, war es nun eine Freude, nach Belieben durch alle Gebiete der Literatur zu streifen; durch Altertum und Moderne, aus Ost und West, heilig und weltlich. So erbaulich dies auch war, war solche Freiheit doch nicht ohne Probleme. Klarer als je zuvor enthüllte sie einen Interessenskonflikt in mir. Vielleicht war es sogar ein Konflikt in meinem inneren Wesen, den die Umstände meines Wanderlebens mit Buddharakshita etwas verschleiert hatten. Die Natur dieses Konfliktes wurde an zwei Briefen deutlich, die ich während der zweiten Hälfte meiner Anwesenheit in Buddha-Kuti erhielt. Einer kam vom schrecklichen Bhikkhu Soma. Er hatte mich schon ernsthaft ins Gebet genommen, weil ich mich herumtriebe, statt mich an einem Platz niederzulassen und mit ernsthafter Arbeit zu beginnen. Nachdem er einige meiner kürzlichen Beiträge für buddhistische Zeitschriften in Ceylon gesehen hatte, wollte er nun meine literarische Tätigkeit in Ordnung bringen. Wenn ich solche

ausgezeichneten Artikel über buddhistische Philosophie schreiben könne, so forderte er, warum würde ich dann meine Zeit damit verschwenden, solch dumme Gedichte zu schreiben? Durch einen merkwürdigen Zufall kam der andere Brief, von einer singhalesischen buddhistischen Laienanhängerin, am gleichen Tag an – und drückte die genau gegensätzliche Ansicht aus. Wenn ich solche schönen Gedichte über Buddhismus schreiben könne, so fragte sie, warum verbrachte ich so viel Zeit damit, diese trockenen, intellektuellen Artikel zu verfassen? Die Wahrheit war, dass ich beiden Briefpartnern zugleich zustimmte – und auch widersprach. Der Konflikt bestand weniger zwischen dem philosophisch gestimmten Mönch und der Gedichte liebenden Laienanhängerin als zwischen Sangharakshita I und Sangharakshita II.

Sangharakshita I wollte Naturschönheiten genießen, Gedichte lesen und schreiben, Musik hören, Gemälde und Skulpturen betrachten, Emotionen erleben, im Bett liegen und träumen, Orte anschauen, Menschen begegnen. Sangharakshita II wollte die Wahrheit verwirklichen, philosophische Werke lesen und schreiben, die Vorsätze einhalten, früh aufstehen und meditieren, das Fleisch kasteien, fasten und beten. Manchmal war Sangharakshita I siegreich, manchmal Sangharakshita II. Gelegentlich gab es ein unbehagliches Duumvirat. Was sie natürlich hätten machen sollen: sich vermählen und Sangharakshita III gebären, der Schönheit und Wahrheit vereint hätte, Dichtung und Philosophie, Spontaneität und Disziplin. Aber das schien ein unerfüllbarer Traum zu sein. Über die letzten zweieinhalb Jahre hatte Sangharakshita II praktisch unangefochten regiert. Unterstützt und aufgehetzt von Buddhakshita, der Gedichte stark ablehnte, hatte er sogar versucht, Sangharakshita I völlig zu erledigen. Wäre da nicht die rechtzeitige Einmischung von Swami Ramdas gewesen, der eindeutig erklärte, Gedichte zu schreiben sei nicht unvereinbar mit dem spirituellen Leben, wäre Sangharakshita I womöglich in Muvattupuzha eines vorzeitigen Todes gestorben. Trotz der erhaltenen Knüppelschläge war er nicht gestorben, und nachdem er in Nepal ein heimliches Dasein geführt hatte, kam er nun in Buddha Kuti wieder zum Vorschein. Kashyapji beschäftigte sich natürlich überwiegend mit Sangharakshita II, aber er hatte nichts dagegen, dass Sangharakshita I anwesend war und gelegentlich sprach er sogar zu ihm. Bald fühlte sich Sangharakshita I stark genug, um gleiche Rechte zu verlangen. Wenn Sangharakshita II den Nachmittag dem “Pfad der Reinheit” widmete, verbrachte Sangharakshita I den Abend versunken in die Gedichte von Matthew Arnold, die aus irgendwelchen Gründen während dieser Zeit einen machtvollen Einfluss ausübten. Wenn der Erstere einen Artikel über buddhistische Philosophie schrieb oder die 2. Auflage von Kashyapjis “Buddhismus für Jedermann” zur Veröffentlichung fertig machte, verfasste der Letztere Gedichte. Manchmal, wenn ein Selbst damit beschäftigt war, Auszüge aus den Büchern abzuschreiben, die es gerade las, schaute das Andere müßig aus dem Fenster und beobachtete den fallenden Regen. Eines Tages gab einen gewalttätigen Zusammenstoß zwischen beiden. Verärgert durch die Übergriffe von Sangharakshita I, der mehr Gedichte las denn je und ein langes Gedicht geschrieben hatte, das, wenngleich es auch ein buddhistisches Thema hatte doch immer noch ein Gedicht war, verbrannte Sangharakshita II plötzlich die zwei Notizbücher, in die sein Konkurrent alle Gedichte geschrieben hatte, die er von der Zeit ihrer Abreise aus England bis zur Mitte ihres zeitweiligen Aufenthalts in Singapur verfasst hatte. Nach dieser Katastrophe, die beide schockierte, lernten sie, die Einflusskreise des jeweils anderen zu respektieren. Gelegentlich arbeiteten sie sogar zusammen – wie bei der Vervollständigung der Übersetzung von fünf Paritrana Suttas in reimlosen Versen, die in Nepal begonnen hatte. Es gab sogar seltene Momente, in denen es schien, dass sie sich trotz ihrer Streitigkeiten eines Tages vermählen würden.

Den eigenen Willen unterordnen - aus: The Thousand Petalled Lotus. An English Buddhist in India. Heinemann, London 1976, S. 302f.

Schon seit längerem beschäftigte ich mich intensiv mit Fragen zum Ego, nicht nur mit der theoretischen Frage, was es war oder nicht war, sondern mit der eher praktischen Frage, wie man

es umgehen oder loswerden oder überwinden konnte. Meditation schien nicht auszureichen. Etwas Drastischeres und Bodenständigeres schien vonnöten, etwas, das man in jeder Stunde des Tages üben konnte, etwas, das die unbändigen Impulse des egoistischen Wollens beständig in Schach halten konnte. In *Seeds of Contemplation*, [einer Essaysammlung des jungen Trappistenmönchs Thomas Merton, die ich von einem Priester in der katholischen Mission geschenkt bekommen hatte,] fand ich, was ich suchte, oder zumindest einen recht klaren Hinweis darauf. Der Schüler sollte seinen Willen dem seines spirituellen Mentors absolut unterordnen. In kleinen wie in großen Fragen sollte er keinen eigenen Willen besitzen, nicht einmal persönliche Wünsche oder Vorlieben. Dies war das Geheimnis. Dies war die Methode, um das Ego zu unterwerfen, wenn nicht gar, um es ganz und gar zu zerstören. Obwohl der Gedanke mir keineswegs neu war, war er noch nie so klar zu mir durchgedrungen, und ich entschloss mich, ihn umgehend in meiner Beziehung zu Kashyapji anzuwenden. In Zukunft sollten mir seine Wünsche Gesetz sein. Ich würde keine eigenen Wünsche mehr haben. Wann auch immer er mich fragte, ob ich gerne etwas tun wolle, wie er es in seiner Herzensgüte oft tat, erwiderte ich, dass ich in dieser Sache keine Vorlieben hätte, und dass wir es so tun sollten, wie er es wünsche. Während der ganzen restlichen Zeit, die wir miteinander verbrachten, hielt ich mich gewissenhaft an meinen Entschluss. Das Ergebnis war, dass ich frei von Sorgen war und einen tiefen geistigen Frieden erlebte.

Arbeite für den Dharma in Kalimpong - aus: The Rainbow Road, S. 456

Obwohl die Nepalis und Inder, Bhutanesen und Sikkimesen, Europäer und Tibeter viel zur Farbigkeit des Ortes beitrugen, war es nicht nur ihre Anwesenheit, die Kalimpong zu einer neuen Welt machte. Die gesamte Atmosphäre des Ortes war anders. Wir kamen aus der Ebene, wo das Leben nur zu oft in eingefahrenen Spuren stagnierte. Nun erlebten wir alles als nicht nur frischer und sauberer, sondern auch sprühender und lebendiger. Es war wie nach einer aufgewärmten Suppe eiskalten Sekt zu trinken. Die Menschen gingen ihren völlig gewöhnlichen Angelegenheiten auf völlig gewöhnliche Weise nach, aber ob nun aufgrund der Höhenlage oder aus einem anderen Grund, lag doch eine Art Heiterkeit in der Luft – wie zu Festzeiten oder als ob alle sich in Urlaub befänden. Nur die Missionare ausgenommen, lag ein Lächeln auf jedem Gesicht; und obwohl es übertrieben wäre zu sagen, dass von allen Lippen ein Lied erklang, konnten wir doch unseren Kopf kaum aus dem Fenster stecken, ohne die vergnügte Melodie des neuesten, volkstümlichen Filmgesanges zu hören – laut und deutlich aus der Ferne. Und die Farben! Allein wegen ihrer wäre Kalimpong eine neue Welt gewesen. Vom Blauen und Purpurnen der Berge zum Roten und Gelben der Blumen im Haar der Nepali-Frauen; sie waren alle übernatürlich lebendig – wie in Gemälden der Präraphaeliten. Manchmal glühten sie in einer solchen Intensität, das alles erschien wie aus Juwelen gemacht. Und die ganze Zeit, über der Freude und der Musik, über dem Leben und der Farbe, über der Solidität der Natur und der Sicherheit der Zivilisation – über allem – gab es die Schneemassen.

Am Morgen unserer Ankunft waren sie verschleiert gewesen, und wir hatten nichts von ihnen gesehen. Aber seitdem hatten sie jeden Tag herabgeschienen – und oft den ganzen Tag lang. Mit dem Blau der Täler zu ihren Füßen und dem Blau des Himmels über ihren Köpfen, erstreckten sich die schimmernden, weißen Massen von einem Ende des Horizonts zum anderen – unglaublich majestätisch. Da das Gebäude, in dem Kashyapji und ich wohnten, nach Norden blickte, hatten wir eine ununterbrochene Aussicht auf den Kanchenjunga-Berg, den zweithöchsten Gipfel der gesamten Himalayakette und den dritthöchsten der Welt. Am frühen Morgen war es besonders schön. Wenn ich direkt vor der Morgendämmerung aus dem Fenster schaute, sah ich sie gespenstisch im blauen Zwielflicht schimmern, eher Eis als Schnee. Wenn die Sonne dann aufging, errötete die bläuliche Spitze des Gipfels in einem feurigen Pink, das innerhalb von Minuten den Gipfel hinunter wanderte. Und bald bestand die gesamte Kette aus einer Masse pinkfarbener Holzkohlen, die gegen den blassblauen Himmel erglühte. Pink verwandelte sich in Karmesinrot,

Karmesinrot in Aprikosenfarben, Apricot ins reinste, strahlendste Gold. Wenn die Sonne den Horizont reinigte, verwandelte sich das Gold schließlich in Silber und Silber in ein blendendes Weiß. An besonders schönen Tagen trug der Berg einen weißen Federbusch, fast wie eine Rauchfahne. Nach Meinung der Fachleute wurde sie durch einen starken Wind verursacht, der den lockeren Schnee vom Gipfel blies. Aber ob er nun seinen Federbusch trug oder nicht und unabhängig von der Tageszeit, wurde ich es nie leid, den Kanchenjunga-Berg anzuschauen, wie er da im Himmel thronte. Obwohl er zutiefst in sich selbst versunken und völlig blind gegenüber meiner war, schien der große, weiße Gipfel trotzdem zu mir zu sprechen. Was er sagte, das wusste ich nicht. Aber vielleicht, wenn ich nur lange genug in Kalimpong bliebe und scharf genug hinschaute, würde ich es verstehen lernen.

Obwohl ich es damals nicht wusste, blieb ich die nächsten vierzehn Jahre dort. Nach Wochen der Unentschlossenheit beschloss Kashyapji schließlich, nicht an die Benares Hindu University zurückzukehren. Stattdessen wollte er eine zeitlang in den Dschungeln von Bihar meditieren, wo ein ihm bekannter Yogi eine Einsiedelei besaß. Vielleicht würde ihm durch seine Meditation klarer werden, was er als nächstes tun wollte. Unterdessen sollte ich in Kalimpong bleiben. „Bleib hier und wirke zum Wohl des Buddhismus“, sagte er mir, während er sich in den Beifahrersitz eines Jeeps zwängte, der ihn nach Siliguri bringen sollte. „Die Newar werden sich um dich kümmern.“ Es gab nicht viel, was ich sagen konnte. Obwohl ich mich nicht wirklich erfahren genug fühlte, auf mich alleine gestellt für den Buddhismus zu arbeiten, und obwohl ich Zweifel hegte, ob die Newar wirklich so bereitwillig waren, sich um mich zu kümmern, wie Kashyapji annahm, duldete das Wort des Guru keinen Widerspruch. Ich neigte den Kopf in stillem Einverständnis und erwies ihm meinen Respekt in traditioneller Weise, Kashyapji gab mir seinen Segen und dann war der Jeep fort.

Ich blieb zurück mit Blick auf den Berg Kanchenjunga.

Begegnung mit Dhardo Rimpoche - aus: Facing Mount Kanchenjunga, S. 488

... natürlich war es meine Pflicht, alles in meiner Macht Stehende zu tun, um zu verhindern, dass sich der Streit zu einem echten Bruch zwischen den beiden buddhistischen Gemeinschaften ausweitete.

Er Am nächsten Morgen machte ich mich daher auf den Weg zum Sherpa-Gebäude, in dessen oberem Stockwerk sich der inkarnierte Lama wieder aufhielt. Da ich kein Tibetisch konnte und Dhardo Rimpoche, trotz Joes Unterricht, kaum Englisch sprach, nahm ich einen Dolmetscher mit. Der Dolmetscher war Lobsang Phuntshok Lhalungpa, der junge Mönchsoffizier, den ich vor zwei Jahren im Bungalow von Thubden Tendzin kennen gelernt hatte. Er hatte die Roben abgelegt und geheiratet und lebte nun mit seiner Frau und seinem kleinen Sohn im oberen Teil des Gästehauses "Manjula". In den letzten Monaten hatte ich ihm geholfen, das Englisch einer politischen Geschichte Tibets zu verbessern, die er aus dem Tibetischen übersetzte, und wir waren im Begriff, gute Freunde zu werden. Vor kurzem hatte er mir von der tibetischen Schule erzählt, die er und seine Offiziersbrüder in Kalimpong gründen wollten. Die Inspiration hinter dem Projekt war Dhardo Rimpoche, mit dem er in engem Kontakt stand, und ihm lag daran, dass ich Dhardo kennenlernte. Ich hatte noch keine Gelegenheit gehabt, den Rimpoche zu treffen, obwohl ihn Joe während meiner Abwesenheit in Nepal in die Einsiedelei gebracht hatte, um die Buddhastatue zu weihen, die Lama Govinda mir geschenkt hatte. Soweit ich das wusste, hatte ich ihn nicht einmal im Vorbeigehen gesehen. Was ich nicht wusste und erst einige Jahre später erfahren sollte, war dass ich Dhardo Rimpoche zwar nicht gesehen, er aber mich gesehen hatte. Er hatte mich 1949 in Bodhgaya gesehen. Als er eines Tages aus seinem Fenster schaute, war er überrascht, auf dem Flachdach des Maha Bodhi Rasthauses einen Engländer in gelben Roben zu sehen. Er war so

überrascht, so erstaunt und verblüfft, dass ein Westler sich für den Buddhismus interessierte, dass er den ihn begleitenden Mönch herbeirief, um sich das anzuschauen. "Der Dharma ist sogar bis in den Westen vorgedrungen!", stellte er fest.

Jetzt, mehr als drei Jahre später, kam ihn derselbe gelbgewandete Engländer besuchen – und zwar im Zusammenhang mit einem Streit, der genau an der Stelle entstanden war, an der Rimpoché ihn gesehen hatte. Seltsamerweise habe ich keine Erinnerung an meine eigentliche Begegnung mit Dhardo Rimpoché im Sherpa-Gebäude an jenem Morgen, vielleicht weil sie von Erinnerungen an spätere Begegnungen so überlagert ist. Ich kann mich weder an den Raum erinnern, in dem wir uns trafen, noch daran, wie der fünfunddreißigjährige inkarnierte Lama bei dieser Gelegenheit aussah, obwohl er rasiert gewesen sein muss und wohl die kastanienbraunen Roben eines Mitglieds des Gelugpa-Ordens trug, mit einem Dreieck aus Goldbrokat, das über dem Rand der oberen Robe zu sehen war. Woran ich mich erinnere – und ich erinnere mich sehr deutlich – ist der Eindruck von schierem Wohlwollen, Offenheit und Integrität, den ich von Dhardo Rimpoché bekam, als er mir den Streit zwischen ihm und Dhammaloka ausführlich schilderte; einen Streit, in dem der hitzköpfige Singhalese sich so weit vergessen hatte, dass er Ausdrücke benutzt hatte, die kein Mönch gegenüber einem anderen verwenden sollte.

Mein Eindruck war so stark, dass ich, als ich am nächsten Tag an Devapriya Valisinha schrieb, nicht zögerte, ihm zu versichern, dass der Rimpoché keinerlei Fehler gemacht habe und die Schuld für den Streit einzig und allein bei Dhammaloka liege. Wie erwartet, stimmte der kleine Generalsekretär der Maha Bodhi-Gesellschaft nicht mit mir überein und neigte dazu, seinen Landsmann und Theravada-Kollegen zu unterstützen. Aber das beunruhigte mich nicht. Ich hatte in der mönchischen Gerüchteküche gehört, dass Dhammaloka beschlossen hatte, nach dem Vollmondtag von Wesak die Roben abzulegen und Buddha Gaya zu verlassen. Das tat er auch und ich habe nie wieder von ihm gehört.

Was Dhardo Rimpoché betrifft, so sollte er von nun an die meiste Zeit in Kalimpong verbringen, und ich sollte für den Rest meines Indienaufenthalts in immer engerem Kontakt mit ihm stehen – in gewissem Sinne für den Rest meines Lebens.

Sangharakshitas Entscheidung, die fwbo zu gründen - aus: Moving against the Stream, S. 330ff.

Kalimpong lag 1.300 Meter über dem Meeresspiegel. Hier war die Luft dünner und klarer als in der Ebene und der Himmel von tieferem, dunklerem Blau. Abgesehen von der Regenzeit konnte man an den meisten Tagen des Jahres im Nordwesten, hoch über den Vorbergen, die blendend weiße Gestalt des Kanchenjunga-Berges sehen, des zweithöchsten Gipfels der Himalaya-Kette. Seit vierzehn Jahren lebte ich in Kalimpong, seit dem denkwürdigen Tag, an dem mich Kashyapji mit der Aufforderung zurückgelassen hatte, zu bleiben und für das Wohl des Buddhismus zu arbeiten. Während dieser Zeit war ich zu einem anerkannten Teil des kulturellen und religiösen Lebens dieser weltoffenen Kleinstadt geworden. Nun war ich gekommen, um mich zu verabschieden. Ich war gekommen, um mich von meinen Freunden und Lehrern zu verabschieden, von denen ich einige vielleicht nie wiedersehen würde. Ich war gekommen, um mich von meiner Einsiedelei am Hang zu verabschieden, mit ihrer Reihe von Kaschmir-Zypressen, ihren Blumenbeeten und Terrassen, ihren hundert Orangenbäumen, ihrem Bambushain und ihrem einzigen Mangobaum. Ich war gekommen, um mich von dem Schreinraum zu verabschieden, in dem ich so viele Stunden meditiert hatte, von dem Studien- und Schlafräum, in dem ich mit dem Schreiben des ersten Teils meiner Memoiren begonnen hatte, und von der Veranda, auf der ich während der Regenzeit tief in Gedanken versunken auf und ab gegangen war. Ich war gekommen, um mich von Kalimpong zu verabschieden, von Kanchenjunga-Berg und seinen Schneemassen.

Doch obwohl ich gekommen war, um mich zu verabschieden, war meine 'Heimkehr' in vielerlei Hinsicht eine freudige Angelegenheit. Die Ersten, die mich wieder im Triyana Vardhana Vihara, dem „Kloster, in dem die drei Wege blühen“ willkommen hießen, waren Hilla Petit und Maurice Freedman, die dort die letzten Tage verbracht hatten. Hilla war die ältere parsische Freundin, mit der Terry und ich in Bombay zu Mittag gegessen hatten, und der zierliche, aber großköpfige Maurice war ihr langjähriger Hausgast. Ich hatte das merkwürdige Paar zuerst in Gangtok kennengelernt, als sie mit unserem gemeinsamem Freund Apa Saheb Pant, dem damaligen Botschafter von Sikkim, Urlaub machten. In späteren Jahren hatte ich mich mehr als einmal in ihrer komfortablen Bombayer Wohnung aufgehalten. Beide waren begeisterte Anhänger von J. Krishnamurti, und schon bald waren Maurice und ich in eine unserer üblichen, ziemlich ergebnislosen Diskussionen darüber vertieft, ob die Wahrheit wirklich ein 'wegloses Land' sei, dem man sich nur auf dem Weg des 'wahlfreien Bewusstseins' nähern könne. Nicht, dass ich an diesem Morgen viel Zeit für solche Diskussionen gehabt hätte, zumindest nicht so viel, wie Maurice es sich wahrscheinlich gewünscht hätte. Es gab Briefe zu öffnen, andere Freunde zu sehen.

Einer der ersten geöffneten Briefe stammte vom English Sangha Trust [dem Trägerverein des Hampstead Buddhist Vihara]. Er war vom 1. November datiert und von George Goulstone in seiner Eigenschaft als einer der Direktoren des Trusts unterzeichnet. Nachdem er mir in den ausführlichsten Worten versichert hatte, dass der Trust meine Verdienste um den Dharma in England sehr schätze, teilte er mir mit, dass nach Meinung des Trusts und meiner Ordenskollegen meine lange Abwesenheit vom Hampstead Buddhist Vihara sowie meine, wie er es nannte, „außerhäuslichen Aktivitäten“ nicht mit den hohen Maßstäben des Theravada in Bezug auf Disziplin und Ethik vereinbar sei. Außerdem habe ich mich nicht auf eine Weise betragen, die der religiösen Stellung, die ich im Orden innehabe, angemessen sei. Daher habe der Trust beschlossen, sich anderweitig nach einem Amtsträger für das Vihara umzusehen. Da mir meine Arbeit in Indien so sehr am Herzen liege, fuhr der Brief glatt fort, könnte ich auf den Gedanken kommen, dass es meine Aufgabe sei, dort zu bleiben und dem Buddhismus im Osten zu dienen. Sollte ich nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss kommen, dass meine Arbeit im Osten liege, sei dies ein akzeptabler Grund für meinen Rücktritt, und dann würden die buddhistischen Instanzen im Westen davon in Kenntnis gesetzt. Sollte ich zu diesem Schritt nicht bereit sein, würde sich der Vereinsvorstand bedauerlicherweise gezwungen sehen, mir seine Unterstützung zu entziehen. Dabei sei er sich der Zustimmung der Sangha-Instanzen in England sicher.

“Weißt du, was das bedeutet?“, fragte ich Terry, als ich den Brief zu Ende gelesen hatte. “Es bedeutet eine neue buddhistische Bewegung!” Diese Worte sprangen mir spontan von den Lippen. Es war, als ob der Brief des Trusts, der wie ein Blitz eingeschlagen war, plötzlich Möglichkeiten aufzeigte, die zuvor in Dunkelheit gehüllt oder nur verschwommen wahrnehmbar gewesen waren. Obwohl ich schon seit langem das Gefühl hatte, dass die buddhistische Bewegung in Grossbritannien einen neuen Anstoß gebrauchen könnte, und sogar mit den Drei Muskettieren und Viriya die Möglichkeit erörtert hatte, dass ich außerhalb des Hampstead Vihara und der Buddhistischen Gesellschaft Vorträge halten und Kurse anbieten könnte, hatte ich doch nie die Möglichkeit in Betracht gezogen, einen so radikalen Schritt zu unternehmen wie eine neue buddhistische Bewegung zu gründen, sei es in Großbritannien oder anderswo. Jetzt aber erkannte ich, dass eine neue buddhistische Bewegung wirklich notwendig war, und dass der Brief des Trägervereins mir den Weg zu ihrer Gründung eröffnet hatte. Die Bewegung, die ich ein paar Monate später gründen sollte, mag in London geboren worden sein, aber sie wurde dort in Kalimpong am 24. November 1966 gezeugt – in dem Moment, als ich diese fünf schicksalhaften Worte an Terry richtete.

Doch auch, wenn ich klar sah, dass es eine neue buddhistische Bewegung in Grossbritannien geben würde, hatte ich keine Ahnung, welche Form diese Bewegung annehmen würde.